

Das Altarbild

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 36

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638416>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 36 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · · ·

23. September

□ □ Herbstmahnung. □ □

Don E. Oser, Bern.

Grau steigt der Tag, ein feuchtes Dämmern
Verkündet scheu der Sonne Schein.
Des frühen Tagwerks Pulse hämmern . . .
Der Herbst zieht in die Lande ein.

Noch eben lag des Sommers Glänzen
Helleuchtend rings auf Gras und Laub,
Nun jagt der Sturm zu wilden Tänzen
Den Schmuck der Bäume, seinen Raub.

O Jugend, deines Fußes Schreiten
Tritt welke Blätter unbewußt,
Und trübe Nebelschleier breiten
Sich über deine Sonnenluft.

□ □ Das Altarbild. □ □

Don Meinrad Lienert.

In seiner niedern, getäfelten Wohnstube im Windbruch stand der alte Kirchenvogt Johannes Dürlibacher und stierte, das rote, weißgetupfte Mastuch vor sich hinhaltend, als wollte er Himmelsmanna darin auffangen, zur Decke empor.

„Hatschi, hatschi!“

„Helf Gott, Vater!“ rief es hinter dem Webstuhl im Stubenwinkel.

„Danke Gott wohl!“ machte der Alte und schneuzte sich also kräftig, daß es von allen Wänden Echo gab. „So,“ fuhr er dann zu reden fort, „ich mein, es sei bald an der Zeit, daß der Maler anlangen muß, kann jeden Augenblick hier sein, hast ihm das Guckauskämmerchen in Ordnung gebracht?“

„Ja Vater,“ sagte das Marieli hinter dem Webstuhl und tat einen raschen Blick durch eine Scheibe gegen das Dörflein Stagelegg hinunter. „Der Maler kann einrücken wann er will, das Bett ist aufgerüstet.“

„Hat nicht der Pfarrer verdeutet, man müsse ihm auch einen Krug voll Wasser auf die Kommode stellen, weil er sich nicht in der Küche oder gar am Brunnen werde waschen wollen? Hast das auch besorgt?“

„Gleich einen ganzen Kessel voll Wasser hab ich ihm hinaufgestellt und die Schöpffelle dazu samt einem Wasch-

tuch. So wird er sich etwa alle Morgen sauber zu waschen vermögen, ist ja kein Kaminfeger.“

Ihr fröhliches Auflachen ging in den Tag hinein.

„Ja,“ brummte der Alte, „es ist verwunderlich, was diese Stadtleute allerhand für Zeug und Sachen brauchen bis sie nur zur Schlafkammer hinaus mögen. Gar in den Schlafkammern der vornehmen Stadtjungfern, sagte mir des Pfarrers Köchin, sehe es aus wie in der Apotheke.“

„Ich fürchte eben, der Maler wird uns zuweilen ein saures Gesicht machen,“ sagte das Marieli, „denn es wird ihm bei uns dies und das mangeln. Zudem sind alte Leute oft gar so wunderbar.“

„Was?“ machte unwirsch der Kirchenvogt. „Was wunderbar, wer wunderbar? Schau du für dich, du Gärnase! Mich bedünkt, wunderlicher und eigentöpfiger als ein Maitli, das in die schlimmen Jahre kommt, könne auch ein Urgroßvater nicht sein. Wohl, du wärst mir die Rechte, du Fraß du, alten Leuten den Spiegel vorzuhalten.“

Knurrend verließ er die Stube. Das Marieli aber verbiß nur mit Not ein Auflachen. Dann begann es ein munteres Liedchen zu pfeifen und ließ dazu das Webschifflein durch das blaueidene Zeug tanzen, daß es stob.

Ein großer gelber Falter, ein Schwalbenschwanz, hastete durchs Fenster herein und ließ sich, nach vergeblichen Versuchen, den Ausgang wieder zu gewinnen, auf die himmelblaue Seidenwiese des Webstuhles nieder.

Das Maitli hielt das Füßchen an und stieg aus dem Stuhl, um den Falter zu erhaschen. Aber er erhob sich und nun begann eine lustige Jagd in der Stube herum.

Da ging die Türe, der Falter segelte hinaus und setzte sich auf den Hutrand eines jungen, wohlgewachsenen Mannes, der einen Schirm und einen Photographieapparat tragend, eben eintrat. Ihm folgte der kleine Enkel des Kirchenvogts, der Franztöneli, der einen Handkoffer nachschleppte.

„Da ist jetzt der Maler!“ rief der Franztöneli.

„Ja, schönen Dank für den freundlichen Willkomm,“ sagte der lachend, „deine hübsche Base, von der du mir auf dem Weg soviel erzählttest, hätte mich fast und gar in die Arme geschlossen.“

„Der Maler?!“ hatte das Marieli ausgerufen und war schier erschrocken zurückgewichen.

Einen alten, feierlichen Silbergreis mit einem Bart, wie der Gottvater im Paradiese auf der ersten Seite des Bibebuches, hatte es erwartet, und nun stand vor ihm ein junger Mensch, dem der Schalk aus beiden Mundwinkeln und der Schelm aus den braunen Augen guckte.

„Jaso, Ihr seid's!“ brachte es endlich heraus.

„Ei, allweg bin ich's,“ sagte er lachend, „hast etwa den Schatz erwartet, Kind Gottes, daß du bei meinem Anblick so enttäuscht zurückgefahren bist. Nun, einstweilen mußt mit mir vorlieb nehmen, der Schatz wird wohl auch noch kommen.“

„Ich will Euch den Kaffe machen,“ sagte sie rasch, über und über rot und huschte in die Küche hinaus, „tut unterdessen wie zu Hause.“

„Gelt, meine Base ist eine große,“ machte der Franztöneli.

„Freilich,“ meinte der Maler und legte seine Sachen auf die Dfenbank. „Deine Base ist nicht übel gewachsen in diesem Krüppelföhrenlande. Hast du noch viel solcher Basen?“

„Rein, das ist die einzige. Der Großvater sagt, er habe mehr als genug an ihr. Eine Herde heikelnäsiger Ziegen sei nicht schwieriger von Grünhang abzuhalten als das Maitli vom Fenster, wenn ein paar Hosen vorbeilaufen. Weißt, da hat sie dann so lange bis sie das Wupp ferggen kann.“

Mit lachenden Augen schaute der Maler auf den Knaben und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Was du nicht alles zu berichten weißt! Also nur eine Base hast? Aber dafür ein feines Kind,“ machte er für sich, „ein wohlgerateneres hat der Liebgott noch selten in seiner großen Bildergalerie ausgestellt. Respekt vor ihm! Wo ist sie jetzt hin, die flachshaarige, die Base will ich sagen.“

Die Rükchentüre ging. Rauch qualmte herein; mit roten Wangen guckte das Marieli in die Stube.

„Ich will Euch und uns gleich das Nachtessen kochen,“ rief sie, da es schon bald zu dämmern anfängt. Ihr könnt unterdessen ein Weilchen ums Haus gehen. Sobald gekocht ist, werde ich Euch rufen. Und du, Franztöneli, bring des Herrn Sachen in den Guckaus hinauf und dann ruf den Vater, der Maler sei da, er ist im Käskeller.“

Die Rükchentüre ging zu, und ein Liedchen trällernd machte sich der Maler Josef Rotlacher aus der Stube. Im Stiegenbrückerlein blieb er eine Weile stehen und schaute erfreut auf das Dörflein Stagelegg hinunter, dessen graue Schindeldächer schon im Schatten lagen, während noch ein Wimpel Abendrot vom spitzen Turme des neuen schönen Kirchleins wehte.

„Hier ist gut sein,“ murmelte er. „Und da schein ich nun für das gewünschte Hochaltarbild Maria Himmelfahrt gleich auch ein ideales Modell gefunden zu haben. Am End hat mich der kunstfreundige Pfarrherr mit aller Absicht hier einlogiert, statt wie ich wünschte, bei ihm. Jedenfalls muß ich das mit ihm noch besprechen.“

Hochaufatmend in der abendlichen Vergnügung, schritt er gemächlich zur nahen, von den Schwalben umkreisten Scheune hinüber.

Dort stand neben dem offenen großen Tenntor ein Dengelstock und darauf lag die vom Dache herabhängende Sense.

Flugs hockte er auf dem Bänklein vor dem Dengelstock, nahm den im Stallfenster liegenden Hammer zur Hand, schwang ihn prüfend wie jung Siegfried in den Lüften und begann erst bedächtig, dann immer eifriger auf der Sense loszudengeln, daß die Funken stoben, und piff dazu den kreuzfidelten Kupferschmied.

Unterdessen war das Marieli auf das Stiegenbänklein vor dem Hause getreten, um nach dem Gast zu schauen und ihn zum Abendessen zu rufen, denn die Milch strudelte in der Küche. Sie sah ihn vor der Scheune auf dem Dengelstock kauern und auf Tod und Leben auf die Sense loshämmern.

„Jeses Gott!“ lachte sie auf. „Wenn den der Vater dengeln sähe! Er macht ihm aus der Sense eine Säge.“

Da stand sie schon bei der Scheune hinter dem Maler.

„Meister!“

Ueberrascht wandte er den Kopf. Des Marielis blaue Augen lachten ihn an.

„Was gibt's?“

„Meister, wenn der Tod das Sensendengeln nicht besser verstünde als Ihr, so könnten wir alle ewig leben.“

Hellauf ging ihr Lachen in den Tag hinein. Und der Maler stimmte fröhlich ein.

„Darfst es nicht zu genau nehmen,“ sagte er, „es ist mein erstes Lehrbubenstück in der Landwirtschaft. Wenn du's besser kannst, so zeig mir's!“

Das ließ sich des Windbruchbauers Tochter nicht zweimal sagen. Gleich hatte sie den Maler weggeschoben, hockte vor dem Dengelstock und dengelte mit kundiger Hand die Sense also fein heraus, daß sie der Riese Goliath für sein Rasiermesser angesehen hätte. Er aber beugte sich also lernbegierig zu ihr nieder, daß ein paar vorwitzige Schnurrharthärchen mit Fliegenfüßchen auf des Maitlis hochroten Wangen herumtasteten. Sie war jedoch derart in ihre Arbeit vertieft, daß sie die Schnauzhärchen für wirkliche Fliegen zu nehmen schien und sich nicht um ihr loses Spiel kümmerte. Jetzt streifte sie mit einem Finger prüfend über die Sense. Dann sprang sie so hurtig auf, daß dem Maler die flachshaarigen Zöpfe um die Nase tanzten.

„Hier“, rief sie fröhlich, „hier, Meister, nehmt die Sense! Probiert sie, mäht einen Karren voll Gras! Es ist gerade Futterzeit. Sollte sie nicht schneiden wie Glas, so trage ich sie künftig zum Scherenschleifer.“

Sie hielt ihm die Sense hin und zögernd, bedenklich ins hochhalmige Gras schauend, ergriff er sie. Ein paar Schritte stapfte er um den Gadenbrunnen. Dann legte er los, als wollte er die ganze Welt mit einem einzigen Streich auseinanderhauen. Krach! steckte die Sense im Boden, und mit Rot und Mühsal nur gelang es dem Maler, sie wieder herauszuziehen.

Das Marieli wollte sterben vor Lachen, denn nun schlug er links und rechts drauflos, als müsse er der Freiheit eine neue Gasse machen und köpfte die armen Halme also miserabel, daß das Gras aussah, wie der Kopf eines Schulbuben, dem seine halbblinde Großmutter die Haare geschnitten hat. Bald hielt er keuchend inne, der Schweiß rann ihm über das Gesicht, ihn fast blendend.

„Herrgott abeinander!“ schnaufte er, „das Mähen ist ja eine wahre Herkulesarbeit.“

Endlich erholte sich das Marieli von seiner Ueberfröhlichkeit und rief: „Ei der Tausend, Ihr tut aber auch gar zu dumm dazu.“

„He,“ machte er mit verlegenem Lachen, „du gibst mir aber auch zu viele Aufgaben auf einmal.“

„Aber das Mähen ist doch beim Rückuck keine Hexerei,“ machte es. „Schaut her, man muß es nur richtig angreifen.“

Ein Sprung und sie stand bei ihm, nahm die Sense und legte rasch und sicher ein paar Mahden vor seinen lernbegierigen, staunenden Augen nieder.

„So müßt Ihr's machen. Nun kommt!“

Sie nahm seine Hände, legte sie an die Sense, stellte sich hart neben ihn und half ihm die Schneide in das Gras führen. Und siehe da, es ging ganz ordentlich. Aber als er sich der warmen Hände, die auf den seinen lagen, so recht zu freuen anfangen wollte, hüpfte das Marieli wieder aus dem Heu und sagte: „So, nun fahrt so fort, aber nicht zu stark ausholen! Ich gehe unterdessen nach dem Graskarren!“

Sie lief ins Tenntor und stieß bald darnach den Karren vor sich her durch das Gras zu dem eifrigen Mähder.

„So,“ lachte sie, „nun macht Feierabend, Meister. Für heut haben wir Gras genug. Begriffe ich das Malen so rasch wie Ihr das Mähen, tät ich das Altarbild im neuen Kirchlein malen.“

„Das Malen will ich dich schon lehren, wenn du Lust hast dazu,“ meinte er und stützte sich verschlaufend auf seine Sense. „Jedenfalls brauche ich dich notwendig, wenn ich das Altarbild male.“

„Mich?!“

Hochverwundert staunte ihn das Maitli an. „Da möchte ich doch gerne wissen, wozu Ihr mich beim Malen brauchen könntet.“

„Du sollst mir Modell stehen.“

Mit großen Augen, verständnislos stand das Marieli da. Dann lachte es eins heraus. „Was soll ich stehen, Modell soll ich stehen? Ja um Gottes und aller Heiligen willen, was ist denn das?“

„Weißt, ich muß eine Marienszene ob den Hochaltar malen; was für eine hat der Kirchenrat noch auszumachen. Auf jeden Fall gibts ein Marienbild, und da ist mirs, sobald ich dich sah, sogleich klar geworden, daß ich für das Gesicht der Jungfrau Maria deine heitern Haare und fröhlichen Augen abmalen muß. Das nennt man Modellstehen.“

„Jeses, Jeses,“ machte über und über rot wie ein Schrot voll Weidröschchen das Marieli. „Und da sollte die Muttergottes gar meine Augen bekommen?“ Hellauf lachte sie jetzt. „Ihr seid ein rechter Schall, einem sowas angeben zu wollen. Wenn der Pfarrer wüßte, was für ein Spaßvogel Ihr seid!“

„Ja eben, dem Pfarrer will ich das auch sagen.“

„Freilich, der wird Euch dann schön anfahren. Er wird sagen, ein Maler sollte doch wissen, wie die Muttergottes aussieht.“

„Wie sieht sie denn aus?“

„He, auf keinen Fall wie ein einfältiges Bauernmaitli. Halt so überirdisch wird sie aussehen, so himmlisch, goldene Haare muß sie haben . . .“

„Goldiger, Kind Gottes, als die deinigen sind, kann ich sie nicht malen.“

„Und himmelblaue Augen soll sie haben.“

„Himmelblauere als du hast, kann's im Himmel und auf Erden nicht geben.“

„O Maler, wie könnt Ihr einen so gut auslachen!“

„Aber wenn der Pfarrer einverstanden wäre und dein Vater, täteft du mir dann Modell stehen?“ (Fortsetzung folgt.)

☞ ☞ D' Eisser. ☞ ☞

(Inser Mundart v. Rob. Scheurer, Erlach-Bern.)

Ganz z'oaberscht d'ärt im Erlech-Umt
Mier Eisser sy dehaime;
U wil mer Eisser Burger sy,
Soa d'ärfe mier is maine.

Die z'Erlech hai e chaibe Stoalz,
U maine, was sie syge,
Wil ihres Nächstli „Stedtli“ haißt.
Die solle numme schwyge.

Dem Hüserhüßli sait me „Stadt“,
U-n-Eiß, woa d'Gelti gr'ößer,
Dem sait me numme: „Ds Eißerdoarf“
Em Rand d'ärt woa de Möäfer!“

Mier Eisser sy-n-e zäie Schlag;
Doa brucht me d'Ehraft nid z'ueche;
D'Moasuebe sy fer das bikannt;
Doa chunnt ne kaine zueche.

Dee Wy, woa mier dahaima hai,
Dee git is Ehraft i d'Glieder;
Winn schwa-n-e jeäde G'leähte schimpft,
Er syg der G'sundhait z'wider.

Die beschtli Mannschafft vum Ranton
Chunnt doch im Wy-Land füre;
Winn aine das nid glaube will,
Soa soll ers choa probiere.

Soa! Uesi Wyber hai fogar
Vor Zyte tapfer g'stritte;
D'Burgunder uber ds Moas zrugg gjagt,
Woa sy derhar choa z'ryte.

U d'Gugler hai is g'ehenne gleäht
D'ärt uf em Eißell oabe;
Wil mier sie d'ärt soa g'haue hai,
Tuet üs no d'Nochwelt loabe.

Winn öppe-n-aim die Sproach nid g'fallt,
Soa soll er d'Dahre schoppe;
Denn wege-n-üser Eißersproach
D'äh mier is gwüß nid foppe.